

Nr. 42. Bromberg, den 19. März 1925.

Spatenrecht.

Roman von Sophie Kloerss.

(1. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Es war einer von den dunstigen Vorfrühlingstagen, wie sie da an der Küste häufig sind, wenn die Sonne Macht gewinnt und die Schmelzwasser auf allen Wiesen stehen, über alle Äcker rinnen, in Millionen Schleiern und Dünsten wieder emporsteigen zu der himmlischen Höhe, aus der sie niedergesunken.

Almut Thedinga stand hinter dem Haus und sah hinein in das nebelverhangene Land. Die Front des Hofes sah nach Norden zum Deich hinüber, zum Deich, um den es heute ging. Nach Süden zu, eine kleine Stunde landein, aber war der Platz, wo die Volksgenossen zusammentraten zum Gericht.

Gericht über ihren Vater.

Gericht über ihr Haus und Geschlecht.

Wenn sie ihm den Spaten stießen — —

Sie würden ihn stoßen, sie mußten ihn stoßen, wenn sie nicht Verrat an der Gemeinde üben wollten.

Und dann war sie heimatlos. Ausgestoßen aus der Reihe der Dorfgenossen, auf die Landstraße gewiesen zu den Bettlern und Ehrlosen.

Das stolze, feine Mädchen zitterte.

Sie war nicht immer nur im Dorf gewesen. Die freien Friesenbauern, die sich dem Adel gleich dünkten in ihrem Stolz, die einstmals Grafen und Bischöfen Fehde ansagten und keine Gesetze achteten, als die sie sich selbst gegeben, sandten Söhne und Töchter manches Mal auf die Schulen nach Bremen und in die Häuser der Handelsherren, daß sie feine Zucht und Sitte lernten und neben der friesischen die niedersächsische Sprache, damit sie nicht stumm und dumm dasitzen mußten, wenn fremde Gäste am Tisch waren. Auch Almut Thedinga war in Bremen gewesen, und zu dem alten herben Stolz ihres Geschlechts war ihr dort das Selbstbewußtsein denkender Menschen gekommen.

Sie kannte Arbeit, und sie scheute keine Arbeit.

Sie wies keinen Bettler ungespeist vom Tor, aber der Ekel schüttelte sie bei dem Gedanken, jenem Volk gleich zu werden, das über alle Straßen zieht, hinter Hecken und Zäunen nächtigt, und vor dem die ehrlichen Leute die Kleider zusammenraffen, sich nicht selbst unrein zu machen durch eine Berührung.

Sie hätte wohl in mancher Wirtschaft einen Platz am Tisch gefunden und einen Fleck, ihr Haupt niederzulegen, aber wer nahm den Vater auf? Der sich niemand beugte, der seinen eigenen harten Glauben allen anderen Menschen aufzwingen wollte?

Seine Stimme drang aus dem offenen Fenster hinaus auf den Hof. Er las in der Bibel. Die trostlosen, verzweifelten Verse des Propheten Jeremias schlugen an ihr Ohr:

„Ich bin ein elender Mann, der die Rute seines Grimmes sehen muß. Er hat mich geführet und lassen gehen in die Finsternis und nicht ins Licht.

Er hat seine Hand gewendet wider mich und handelt gar anders mit mir für und für. Er hat mein Fleisch und Haut alt gemacht und mein Gebein zerschlagen."

Almut seufzte schwer auf. Sie mußte dies verzweifelte Klagen und Rufen seit Jahren ertragen, und sie konnte ihr Ohr nicht taub und ihre Seele nicht stumpf machen dagegen. Wie schwere Bleitropfen fielen die Worte auf ihren Kopf und taten weh.

„Vater", sagte sie und trat hart an das Fenster, „der Deichgräfe ist eben den Weg zum Gerichtshügel gegangen. Und die andern sechs waren schon vor ihm. Es ist Zeit."

Der Bauer las weiter:

„Er hat seinen Bogen gespannt und mich dem Pfeil zum Ziel gesteckt. Ich bin ein Spott allem meinem Volk und täglich ihr Liedlein." Schlug ein Blatt um und las ein Stückchen weiter: „Doch der Herr verstößt nicht ewiglich, sondern er betrübt wohl und erbarmet sich wieder nach seiner großen Güte."

Dann stand er auf, griff nach dem Hut, der Springstange — den langen Rock von eigengesponnenem Zwillich hatte er schon angelegt —, sah die Tochter mit den durchdringenden Augen an, als wollte er sie durch und durch sehen, und sprach langsam und hart: „Du willst, sie sollen mich zwingen. Du willst, ich soll irdisch Gut höher achten als die Stimme des Herrn. Du willst sicher leben und sicher sterben und bist doch nur ein Schilfrohr vor seinem Atem, nur wie ein Wollgrasflöckchen, das der Wind über die Fennen jagt und das Vieh zertritt. Aber über mir ist Gott und weist mir meine Wege."

Er wandte sich ohne Lebewohl, ging aus der Tür, über den Hof, und sie sah ihn den Weg einschlagen zum Gerichtsplatz. Wo die ziehenden Wasser zwischen den Fennen rannen, setzte er die Springstange an und schwang sich hinüber, fest und kraftvoll noch wie ein Junger.

Langsam, schwere Bitterkeit im Herzen, trat sie selber durch die Hintertür in das Haus. Das große Tor, durch das die Erntewagen aus und ein fuhren, war geschlossen, die Riegel eingeschottet, sie schlüpfte durch die kleine Tür im rechten Flügel. Es war an dem nebligen Tag dämmrig auf der großen Diele.

Das Feuer auf dem Herd war zusammengesunken. Es roch nach Torfrauch und angebrannter Milch. Die alte Emma, die Magd, hatte einmal wieder nicht aufgepaßt. Sie war fast taub und halb blind, aber sie war der einzige Dienstbote, der noch auf dem Hof weilte. Der letzte Knecht war zu Weihnachten gegangen.

Zwischen den Ständen der Kühe hörte man die brummende Stimme der Alten. Sie warf den Tieren frische Spreu unter und murmelte dazu alte, halb heidnische Sprüche in friesischer Sprache. Eine andere verstand sie nicht. Fünf Kühe standen zwischen den Ständen, zwei davon waren junge Tiere, die noch keine Milch gaben. Und die alte Schecke stand auch trocken, denn sie mußte mit der rotbunten im Pflug gehen, im Pflug, den das Mädchen lenkte, während die Magd die Tiere führte.

Harte Arbeit, aber Arbeit auf eigenem Grund und Boden.

Wem würde das Land morgen gehören?

Almut hatte die Milch von der Glut gehoben, legte ein paar frische Soden auf tat ein Stück Speck mit Bohnen und Grütze in einen Topf. Der Vater sollte, wenn er heimkam, auch am letzten Tag sein Haus wohlbestellt finden.

Darauf ging sie durch alle Räume, fegte, putzte, rückte hier und da, kehrte die Spreu auf dem Hofe und ließ immer einmal die Augen nach Süden in die Ferne fliegen.

Aber in dem grauen Dunst drang der Blick nicht weit.

*

Bei Aurich lag ein Hügel, gekrönt von drei uralten Eichen, umgeben von einem Kreis mächtiger Steinblöcke. Der

Upstallsboom. Da haben die sieben friesischen Seelande Gericht gehalten schon lange vor der Zeit Karls des Großen.

Sie richteten nicht nach Büchern und geschriebenen Paragraphen, sie trugen die alten Gesetze in sich, vererbten sie von Geschlecht zu Geschlecht, ließen sie Teile werden von Herz und Blut.

Aber sie tagten nur bei Aurich, wenn große Fragen oder große Not das ganze Land durchdringen. Die Angelegenheiten der Gemeinden mußte jede Volksgemeinschaft schlichten in den eigenen Grenzen. Und die Richter sollten sein aufrechte und wahrhafte Männer, die sich nicht bereden noch bestechen ließen durch Geld und Gut, durch schöne Worte und blanke Augen.

Denn „die Priester und die Richter sind die Augen der heiligen Christenheit, sie sollen sehen und helfen allen denen, die sich selber nicht helfen mögen".

Anno Rickmers war wahrhaft, aufrichtig und unbestechlich. Wie er auf der Bodenwelle stand, die sie den Gerichtshügel nannten, grüßte er die sechs Deichgeschworenen, die vor ihm gekommen waren, mit festem Handschlag.

„Eala freya Fresena" (Gruß, freier Friese). Denn wo es alte Sitte galt, sprachen sie Friesisch.

Dann nahm er den Hut vom Kopf, faltete die Hände und sprach ein stilles Gebet.

Die andern taten ihm gleich.

Als sie die Blicke wieder hoben und die Köpfe bedeckten, sahen sie Eno Thedinga über die Wiesen herankommen. Jetzt setzte er die Springstange zum letzten Grabensprung an, nun kam er gemessenen Schrittes den Hügel hinan.

Es standen da auf dem Platz drei Ulmen, Eichen wuchsen nicht im Butjadingerland. Die Bäume hatten die Wipfel geneigt, und alles Gezweig war vom rastlosen Seewind landwärts gekämmt, hinwegfliehend von der See.

Unter den noch vollkommen kahlen Bäumen lagen im Kreis unbehauene Blöcke, darauf setzten sich die sechs Geschworenen, nur Onno Rickmers blieb stehen und vor ihm der Jugendgefährte.

Aus tiefster Brust mußte der Richter den Atem emporholen. Das Sprechen kam ihm hart an.

„Es geht heute nicht um die Landrechte und die Willküren", begann er, „es geht um das Deichrecht. Ich brauche nicht viel zu reden. Ihr seid mit mir am Thedingsdeich gewesen, du Tanto Siabs, du Bojo Brinkama, du Karsten Wiarda, du Ebo Adickes, du Siad Peckfen und du Ummo Lübbe" — jeder der Beisitzenden neigte ein wenig den Kopf —, „und ihr wißt, was wir fanden. Wenn die salze See da hart anrennt, reißt er, und die Not ist im Lande. Willst du die Deichlasten wieder tragen, wie wir sie alle tragen, Eno Thedinga, und willst festigen und wahren? Es muß viel Klei geschüttet werden und Rasenplacken über die ganze Böschung, und es muß bestickt werden, bis der Rasen verwachsen ist mit dem Grunde — du weißt, was not tut, so gut wie wir. Willst du binnen drei Tagen die Arbeit beginnen?"

„Nein", sprach Eno Thedinga.

„Wir haben dich gewarnt seit drei Jahren. Und weil wir wissen, daß die Hand des Herrn schwer auf dir liegt, haben wir Geduld gehabt und haben viel Last für dich getragen als gute Freunde und getreue Nachbarn. Aber du verjagst unsere Söhne und Knechte und schiltst, die dir helfen."

„Ihr stemmt euch gegen den Willen des ewigen Herrn und baut freveles Menschenwerk wider die Flut. Die See hat er geschaffen und den Strand, die Inseln und die Ströme, und sie sagen, fern nach Süden stehen hohe Berge, an denen jede Flut zerschellen muß. Warum hat er keine Berge errichtet an unserem Strand? Nur den Finger hätte er regen sollen, da wären sie aufgestiegen aus der brausenden Tiefe, und wir hätten sicher gewohnt in ihrem Schutz.

Es ist sein Wille, daß die Flut hingehen soll über diesen Grund und dies Geschlecht vertilgt werden soll von der Erde. Er spottet eurer Hände Werk und erbricht eure Deiche. Er macht niedrig, was hoch war, stürzt unsere Mauern und läßt die Fische spielen in unseren Stuben. Wohl mir, daß ich seine Stimme vernahm und seinen Willen erkannte. Menschensatzung achte ich nicht mehr."

Sie hatten alle still zugehört, während er sprach. In den derben, wie aus Holz geschnittenen Gesichtern, die von Sonne und Salzluft rotbraun gebeizt waren, regte sich keine Muskel. Als er geendet, fielen die Blicke von ihm ab und wandten sich Onno Rickmers zu.

„Der Pastor hat mit dir geredet und ist deiner Worte nicht Herr geworden", sagte der Deichgräfe, „wie sollte ich es können. Du hast immer in den Büchern gelesen und spintisiert, das hat dir den Kopf verdreht und ist zu einem groben Schaden geworden. Ich kann nur geradehin sprechen, wie ich als Deichgräfe soll und muß. Unser Recht sagt: „Wer nicht will diken, mot wiken."

„Du mußt weichen, Eno Thedinga, daß durch dein Versäumnis unsere ganze Gemeinde nicht in schwere Not kommt. Denn es darf nicht um dich viel Volk umkommen. Darum mußt du den Spaten stechen in deinen Deich, und wer ihn zieht, soll deine Last tragen und Bauer sein auf deinem Land und Herr in deinem Hause.

Es ist hartes Recht, aber wir leben ein hartes Leben."

Er sah die sechs Beisitzer der Reihe nach an. „Hab' ich gesprochen nach Gesetz und Recht?"

Sie neigten die Köpfe.

„Hat einer was dawider zu sagen?"

Schweigen.

„So fordere ich von dir, Eno Thedinga, daß du den Spaten nimmst und zum Deich gehst und ihn hebst zu neuer Arbeit oder einstößt für einen anderen Besitzer. Eine Stunde lang steht es noch bei dir, was werden soll."

„Es steht nicht bei mir, es steht bei Gott." Die Augen des Bauern glühten fanatisch. „Ich rühre den Spaten nicht an, Onno Rickmers, nicht zur Arbeit und nicht zum Deichrecht. Tut, was ihr wollt. Aber der, der über Wolken und Winde gebietet, lacht zu eurem kindischen Tun." Hart wandte er den Schritt und stieg den Hügel nieder, ging landeinwärts, wuchs im bleichen Dunst riesengroß und verschwand in der Ferne als gewaltiger Schatten.

Der Deichgräfe aber tat, wie er mußte, ging über die Thedingswurt mit seinem Geleite, nahm den blanken Spaten, mit dem Almut den Garten umgegraben, von der Scheunenwand und schritt hinüber zum Deich.

Wo das Vorland sich grasbewachsen und schilfbeladen hinzieht zwischen Deich und Flut, blieben sie auf der Höhe stehen, stießen das blinkende Eisen tief hinein in den Boden und sprachen: „Niemand zuleide, vielen zuliebe. Wer dich zieht, soll Lasten tragen und Recht haben im Lande und in der Gemeinde. Und der Herr möge entscheiden zwischen Eno Thedinga und dem Deichgericht."

Dann ging jeder seinem Hofe zu.

Almut hatte sie über den Hof gehen sehen, hatte gesehen, wie sie den Spaten von der Scheunenwand nahmen, und ihr Herz tat einen einzigen harten Schwung. Dann wurde es schwer wie Stein.

Aber weinen tat sie nicht.

— — Als der Deichgräfe auf seinen eigenen Hof kam, stand unter der Hoftür Addo, sein Ältester, und sah ihm entgegen. Ein stiller, friedsamer Mensch war das, ein wenig zu sachte für einen Mann, aber er war von einer kränklichen Mutter geboren worden. Sein Haar war von fahlem Blond, ohne Glanz, und die Augen sahen mehr nach innen in sinnierende Gedanken hinein als hinaus in das harte, fordernde Leben.

Darum war es Onno Rickmers recht gewesen, daß der Sohn mit Almut Thedinga ging, die bei aller Güte und verhaltener Kraft stark war im innersten Wesen und mit einem weiten Blick.

„Ihr wart auf dem Deich", sagte der Sohn. „Ich sah euch." Seine Augen fragten nach Weiterem.

„Er wollte nicht deichen, und er wollte nicht abgeben. So mußten wir selber den Spaten stoßen."

„Und wer zieht ihn?"

„Sie haben alle schwere Last mit den eigenen Pflichten. Es kann keiner mehr hinzunehmen."

„Keiner als wir."

„Man soll nicht sagen, daß der Deichgräfe reicher geworden ist an Land durch sein Amt."

Der junge Mensch senkte den Kopf. Er mußte die Meinung des Vaters ehren.

„Wenn ihn aber einer zieht aus den anderen Gemeinden?"

„So müssen wir ihn aufnehmen bei uns. Doch es weiß wohl keiner darum, und wer geht zur Saatzeit auf dem Deich? Wenn morgen das Eisen noch steckt, werde ich es ziehen im Namen der Gemeinde. Dann kann Eno Thedinga auf dem Hof bleiben, und wir werden einen Verwalter ernennen, der Land und Deich verwahren soll."

Eine Hoffnung flog auf in dem Sohn, es blitzte etwas in seinen stillen Augen, doch ehe er, der Langsame, die rechten Worte fand, war der Vater in das Haus getreten, und dann klapperten Töpfe und Zinnteller, der Dunst von Speck und Klüten zog über die Diele, das Gesinde kam herein, es war keine Zeit, über das zu reden, was vom Tageswege ablag.

*

Ludolf Lützelberger, der münsterländische Pfarrer, ging im groben Rock und hohen Stiefeln durch die lehmigen Wege der Wesermarschen. Und an einem stillen, dunstigen Tage, als er so auf dem erhöhten Straßendamm hinging und rechts und links von ihm in allen Gräben das Wasser stand und die ganze Luft voll war von Feuchtigkeit und man nur an einem silbernen Schein in der Höhe ahnen konnte, daß da hinter den Wolken noch Licht und Glanz war, sah er vor

sich eine sanfte Böschung, fünfzehn oder zwanzig Fuß hoch ansteigend, grasbewachsen, und er sagte zu sich selbst:

„Dahinter muß sie sein."

Es war alles still. Kein Wind sang, keine Welle rauschte. Und er hatte gemeint, es müßte ihm entgegenbrausen wie ein gewaltiges Lied, voll von tausend Akkorden ewiger Kraft und Macht.

Nun werde ich hineinsehen in göttliche Ewigkeiten, dachte er, hinein in das, was ohne Grenzen ist, wie die Luft über uns. Nur der Himmel hält es umfaßt. Stand droben auf der Deichkrone und sah — nichts. — Nichts wie drunten einen schmalen Sandstreifen und dahinter flimmernden Dunst. Flimmernden Dunst droben, drunten, weithin. Wenn man zehn Schritt hinübertrat über den Sand, mußte man in das Bodenlose versinken.

Er strich über die Augen — nichts.

Fuß vor Fuß setzend, stieg er langsam nieder.

Da flog eine Möwe auf, die an der Grenze von Sand und See gelegen, streifte mit den Schwingenspitzen die Flut, es rippelte und krauste, winzige Wellen stießen gegen den Strand, — plötzlich gingen dem Binnenländer die Augen auf und er sah die Wasser sich scheiden von der Luft, sah die feine Grenze, wo grausilberne Flut sich trennte von grausilbernem Dunst, bis, kaum zwanzig Schritt weiter, beide wieder zu einer Masse verschmolzen.

Eine große Enttäuschung kam über ihn.

Seit fünf Tagen war er gewandert. Hatte sich mit voller Absicht von dem Strom entfernt und war quer durch das Land gegangen der Küste zu, das Gewaltige, das Übermächtige gleich in seiner ganzen Größe zu schauen. Eine Offenbarung Gottes hatte er erwartet, hatte sehen wollen, wie er daherfuhr in all seiner Kraft und Herrlichkeit — und vor ihm lag ein träges Gewässer, nicht bewegter, nicht packender als der Entenpfuhl in seinem Münsterschen Dorfe.

Gesenkten Hauptes schritt er am Strande hin. Ein wenig hob sich der Dunst. Da begann der Sand sich zu dehnen, die Ebbe setzte ein. Weiter und weiter entwich die Flut, der Boden schien sie zu verschlucken. Schlamm, Schlick, Sand, Tang, dunkle, triefende Muschelbänke blieben zurück. Dazwischen hie und da armselige Lachen und schmale Rinnsale. Bisweilen sah er Reste morschen Pfahlwerks, Menschenhand hatte hier einmal gewerkt. — Auf den Pfählen saßen vereinzelte Möwen, äugten in die Lachen, stießen jäh in die Flut und tauchten mit einem Fisch im Schnabel wieder empor.

Menschen sah er nicht, soweit sein Auge reichte.

So mochte die Welt gelegen haben an jenem Schöpfungstage, als auf des Herrn Geheiß die Feste sich schied von den Wassern.

Den Mann faßte ein Widerwillen gegen diese trostlose Öde, er klomm wieder am Deich empor, schickte seine Blicke hin über die Ebene, und als auch drinnen im Land alles leer war und tot, dehnte er die Brust und stieß einen lauten Ruf aus: „Hallo, hallo!"

Aber seine Stimme, die daheim an den Bergwänden ein dröhnendes Echo geweckt, ward verschlungen vom Nebel. Matt klang sie, ohne Kraft und Schwung.

Ihn fröstelte, er schritt schneller aus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Begum.

Indische Skizze von Friedr. Franz v. Conring.

(Nachdruck verboten.)

Die Begum Allah Bisaya schlüpfte tief verschleiert aus ihrem Hause, blieb einen Augenblick im Schatten der Feigenbäume stehen und schaute an dem Granatapfelbaum vorbei nach der Veranda und den Fenstern hinauf, ob sie auch niemand gesehen. Dann eilte sie klopfenden Herzens weiter. Vorbei an der übelriechenden Kamelkarawane, die von Chorasson hier halt gemacht, vorbei an dem Gouvernementsgebäude, an der Polizeibaracke nach dem Offizierskasino.

Als sie den Fuß auf die Treppe setzen wollte, trat der Posten in Khakiuniform auf sie zu und fragte, was sie wünsche? Gleichzeitig kam ein Laufjunge, der ganz rot gekleidet war, aus der offenen Tür.

„Ich möchte den Kapitän Bonsonby sprechen."

Der Posten musterte die verschleierte Dame und fragte sich, ob sie wohl eine Nase habe? Denn im allgemeinen verschleierten sich nur solche so tief, denen der Mann kraft seines Henkersamtes die Nase abgeschnitten.

Dann fragte er: „Was wollen Sie denn jetzt um sieben Uhr, kurz vor dem Essen, noch von dem Kapitän? Und wer sind Sie überhaupt, um ein solches Ansinnen stellen zu können?"

In diesem Augenblick wurde der Posten von einem Offizier abgerufen. Da zog die Dame zehn Rupien aus der Tasche und reicht sie dem Laufjungen: „Das gehört dir, wenn du mich zu dem Sahib führst."

Der Junge ließ sich das nicht zweimal sagen und führte sie in das Haus, ehe der Posten zurückgekommen war, und dort in das Unteroffiziersspeisezimmer, wo sich gerade der mohammedanische Diener des Kapitäns befand. Als der die Dame sah, war er entsetzt, meldete sie dann aber doch schließlich seinem Herrn.

Kapitän Bonsonby, ein jovialer Irländer, der noch nicht lange an der indischen Grenze stand und von deren Gefahren nur von Hörensagen unterrichtet war, ließ sie eintreten und empfing sie auf das liebenswürdigste. Er war auch keineswegs ungehalten darüber, daß sich das Gesicht unter dem Schleier, den sie nun zurückzog, als auffallend hübsch offenbarte. Nachdem er ihr einen Korbstuhl angeboten, fragte er: „Was verschafft mir die Ehre?"

Sie errötete, stockte und fragte dann ohne jede Vermittlung: „Wissen Sie, Herr Kapitän, daß voriges Jahr ungefähr um diese Zeit ein Offizier Ihres Regiments hier in der Messe von einer Ordonnanz niedergestochen wurde, weil er ein Weißer war und weil jeder Inder es für eine Ehre hält, einen Sahib zu töten?"

Kapitän Bonsonby wurde plötzlich aufmerksam. Er hob den Kopf und sah seine Besucherin scharf an. Was hatte das zu bedeuten.

Sie gewahrte seine Veränderung und sagte sofort:

„Haben Sie keine Angst vor mir, ich komme ja nur, um Sie zu warnen."

Kapitän Bonsonby, sonst ein tapferer Offizier, wurde dann doch etwas verwirrt und stieß hervor: „Nein, von der Ermordung weiß ich nichts. Bin ja auch erst ganz kurze Zeit von London hierher nach Bärren an die Nordwestgrenze von Indien versetzt worden. Man hat mir soviel erzählt, aber . . . ," unterbrach er sich plötzlich, „Sie wollen mich warnen? Wovor? Vor wem?" und er sah sie mit weit vorgelegtem Oberkörper erwartungsvoll an.

„Wer es tun wird, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß er aus derselben Gegend ist, wie der andere, der es voriges Jahr getan hat." —

„Näheres können Sie mir nicht sagen? Woher wissen Sie denn von dem Anschlag?"

Sie errötete abermals und noch tiefer, wie vorher, und sagte dann mit kaum hörbarer Stimme: „Ein Eingeborenenoffizier Mahoob Ali . . ."

„Kenne ich!"

„. . . . . der hat eine Photographie, die ich . . .", es war kaum hörbar, was sie jetzt sagte und lange Wimpern bedeckten die zu Boden geschlagenen Augen, als sie fortfuhr: „. . . von Ihnen beim Vorbeireiten mit meinem Kodak aufgenommen, gefunden, und da er mich liebt, hat er Ihnen in seiner Eifersucht den Tod geschworen und jenen Mann gedungen, dessen Namen ich nicht kenne und der durch diese Tat beweisen will, daß seine Familie ebenso gut ist, wie die des Mörders vom vorigen Jahr."

Kapitän Bonsonby sprang entsetzt in die Höhe.

„Und wann soll das geschehen?"

„Heute beim Essen."

Er sah sie, die jetzt wieder den Blick erhoben, an, als ob er eine Irrsinnige vor sich habe, dann aber wurde ihm doch klar, daß diese Frau sehr wohl wußte, was sie tat. — Er streckte ihr die Hand hin: „Sie sind eine Freundin der Engländer?"

Sie legte ihre schmale, braune und beringte Hand in die seinige: „Nicht von allen." Und wieder errötete sie bis in die Schläfen.

„Haben Sie heißen Dank. Und Ihr Name?"

„Bigum Allah Bisaya."

„Oh, jetzt erkenne ich Sie wieder," rief er plötzlich aus, „Sie bewohnen das Haus am Sarra-Jam-Kanal mit den Feigenbäumen davor! Ich habe Sie einmal gesehen und dann nie wieder."

„Wenn Sie kamen, habe ich mich immer versteckt."

Wenige Minuten darauf ging sie, tiefverschleiert, wie sie gekommen, von dannen und ließ ihn in begreiflicher Erregung zurück. —

Er sollte ermordet werden. In einer Stunde bei Tisch. Das stand fest, und dem Mahoob Ali traute er das schon zu. Aber von wem sollte er ermordet werden? Wie und in welchem Augenblick?

Ein Schauder lief ihm den Rücken lang und er fragte sich, was er tun sollte? Wich er jetzt der Gefahr aus, so traf sie ihn ein andermal unvorbereitet. Also schon besser „durch".

So steckte er denn einen geladenen Revolver in die Brusttasche und begab sich in den Speisesaal.

Ob es doch nur ein leeres Weibergeschwätz gewesen?

Er sah die drei eingeborenen Diener scharf und verstohlen von der Seite an. Auch ihre Kleidung prüfte er, ob irgendwo eine Aufbauschung zu sehen sei, aber er vermochte nichts zu entdecken.

Das Herz schlug ihm bis zum Hals, und es war ihm, als ob er seine Henkersmahlzeit verzehrte. Als er so da saß und aß, sagte er sich auch, ob es nicht vielleicht klug wäre, über den Fall vom vergangenen Jahr zu sprechen? Ganz offen und deutlich, um dadurch den Mörder, der jedes Wort hören mußte, einzuschüchtern? Er unterließ es dann aber, da ihm jedesmal die Zunge wie gelähmt war. Es ging ihm denn doch zu nahe.

Er war auffallend schweigsam und lugte unter den Augenlidern hervor auf jede Bewegung der Diener. Es lief ihm kalt über den Rücken, wenn sie in seine Nähe kamen, und er atmete jedesmal auf, wenn er die Schüssel, die ihm links gereicht worden, rechts neben sich bei seinem Nachbar sah. Wissen und doch nicht handeln können, gibt es eine größere Qual? Lieber, zehnmal lieber, mit offenen Augen in den Tod hineingaloppieren, als so stumm umstellt werden!

Märchen aus Tausendundeiner Nacht fielen ihm ein, und es wurde ihm nicht behaglicher dabei. Die Turbane der Diener sprachen eine zu deutliche orientalische Sprache, und ihr lautlos huschender Schritt erinnerte an Paläste, erzählte von Sklavinnen und schleichender Rache.

Er zählte leise seine Pulsschläge, die mit eisernem Hammer gegen seine Schläfen pochten. „Eins, zwei, drei...“ Er lugte von neuem und begann von neuem zu zählen: „Eins, zwei, drei...“, weiter konnte er nicht zählen. Er roch die Ausdünstungen der Diener, die ihm sonst entgingen. Wieder lugte er. Er sah nichts. Plötzlich dachte er an den alten Samuel in London, dem er noch Geld schuldig war, und er mußte grimmig lächeln. Der bekam dann nichts und mochte sehen, wie er sich an seinem Nachlaß schadlos hielt.

Sein Nachlaß! Er mußte an sich halten, um trotz der zugespitzten Situation nicht laut herauszulachen. Aber Pistolen und Revolver waren darunter. Unwillkürlich strich seine Hand leise über den durch die Kleidung sichtbaren Handgriff der scharfgeladenen Waffe. Auch seine Mutter huschte jäh vorüber und ein junges, blondes Geschöpf. Aber sentimental wollte er nicht werden. Teufel nochmal! Das wollte er nicht. „Eins, zwei, drei...“; hatte der Große, mit den verschleierten Augen, da nicht in die Brusttasche gegriffen?

Mit einem jähen Satz war er auf den Füßen. „Knack!“ lag sein Stuhl auf dem Boden. Alle sahen ihn erstaunt an. Aber schon war er auf den braunen Burschen zugesprungen, und während seine Linke nach der Kehle des Inders griff, hatte seine Rechte die Hand des Eingeborenen mit eiserner Klammer gepackt.

Ein Dolch fiel zu Boden.

„Die Wache!“ rief er heiser.

Es dauerte nicht lange, so wurde der aschfahle Mann aus den Bergen abgeführt.

Dann setzte sich der Kapitän hin und erzählte seine Geschichte, ohne aber den Namen der verschleierten Frau zu nennen. Alle bewunderten seine Kaltblütigkeit und seinen Mut. Niemand hatte etwas gemerkt.

Als es dann Nacht geworden, schlich er sich aus dem Hause, um der Allah Visaya zu danken.

Als er an dem Kamelpark vorüberschritt, begegnete er Mahoob Ali, der vom Kanal her zu kommen schien und sichtlich unangenehm berührt war, den Kapitän zu treffen. Trotzdem grüßte er höflich. Bonsonby hatte ein unheimliches Gefühl, als er ihn an sich vorübergehen sah, eilte dann aber weiter. Bei den Feigenbäumen angekommen, blieb er einen Augenblick stehen und lauschte, dann trat er in das offene Haus. Kein Laut. Kein Mensch. Unheimliches Schweigen. Er stieg nun die Treppe hinauf und trat in das offene Zimmer, durch das der helle Mond hineinflutete und alles in Silber wiegte. Eine Zither lag da; und neben ihr am Boden, das Kleid von Blut gerötet, einen Dolch in der Brust — Allah Visaya — die Verräterin.

Rätsel der Kälte.

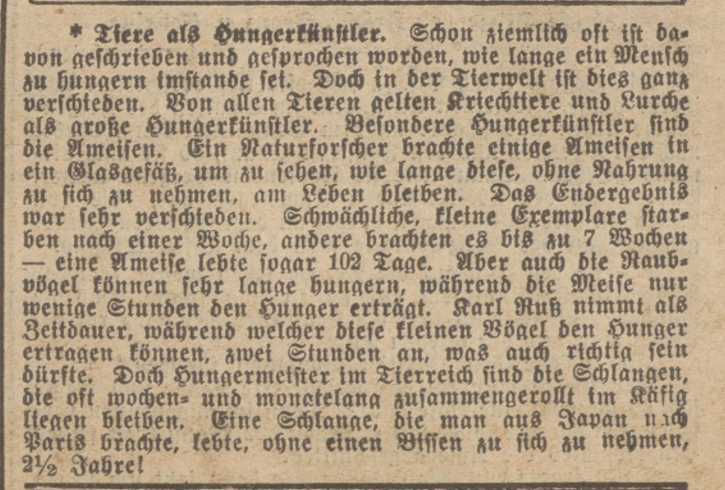
Von Georg Schmitz-Steglitz.

273 Grad unter dem Nullpunkt des Thermometers liegt die tiefste überhaupt mögliche Temperatur, der absolute Nullpunkt. Auch als es durch Verflüssigung der Luft und anderer Gase bereits gelungen war, Kältetemperaturen von annähernd 200 Grad zu erhalten, wurde bezweifelt, daß man jemals dem absoluten Nullpunkt auch nur einigermaßen nahekommen werde. Aber je größer die Zahl der verflüssigten Gase wurde, desto näher rückte man an diesen kritischen Punkt heran. Bei der Verflüssigung des Wasserstoffes ergaben sich Kältetemperaturen von 263 Grad bei der des Heliums solche von 269 Grad, und vor kurzem ist es dem Leidener Professor Kammerlingh Onnes, der als erster das Helium verflüssigt hat, gelungen, der überhaupt möglichen tiefsten Temperatur bis auf 1½ Grad nahezukommen.

Erst mit der wachsenden Möglichkeit, Gase zu verflüssigen und damit mühelos zu Kältegraden zu gelangen, die man früher für unerreichbar hielt, hat sich die Wissenschaft eingehender mit der Untersuchung der ganz tiefen Temperaturen zu beschäftigen begonnen. Dabei haben sich höchst rätselhafte Vorgänge ergeben, die zu der uns geläufigen Vorstellung, daß die Kälte der Feind und Vernichter des Lebens sei, in schroffem Widerspruch stehen. Legt man Getreidekörner selbst lange Zeit in flüssige Luft (— 191 Grad), so werden sie zwar glashart und ihre Lebenstätigkeit hört völlig auf, aber ihre Lebenskraft erlischt nicht, sondern schlummert nur. Setzt man sie wieder normalen Temperaturen aus, so keimen sie, als ob sie den Kälteversuch niemals durchgemacht hätten. Es lag nahe, die Versuche auch auf tierisches Leben auszudehnen. Rädertierchen und Fadenwürmer, die 20 Monate lang in flüssiger Luft gelegen hatten, ließen sich wieder zum Leben zurückrufen. Lebende Gewebe, vom Körper getrennt, blieben unter gleichen Bedingungen mehrere Tage lang lebenskräftig. Einen Schritt weiter auf dieser Bahn, und man ließ Frösche und Fische und schließlich Ratten und Katzen unter hohen Kältegraden völlig erstarren. Vorsichtig aufgetaut, zeigten sie die gleiche Lebendigkeit wie vor dem Versuch, der für die Tiere offenbar nur dem Grade nach von einem natürlichen Winterschlaf verschieden war. Vielleicht gelingt es der Zukunft, auf diese Weise den Ablauf des Lebens willkürlich zu unterbrechen und damit den Weg zu einem Leben in Fortsetzungen auch für den Menschen zu erschließen — ein phantastischer Gedanke voller Möglichkeiten für phantasievolle Romanschriftsteller. Nicht weniger rätselhaft sind die Vorgänge, die sich bei Anwendung tiefster Temperaturen auf dem Gebiete der Elektrizität zeigen. Seit langem ist bekannt, daß der elektrische Widerstand von Metallen mit sinkender Temperatur abnimmt. Als Professor Kammerlingh Onnes das Verhalten stromdurchflossener Metalle in flüssigem Helium, also bei Kältetemperaturen von 269 Grad, untersuchte, zeigte sich, daß sie ihren Widerstand fast völlig verloren hatten. Ein in einer Spule aus dünnem Bleidraht, also einer Leitung von sehr hohem natürlichem Widerstand, kreisender Strom floß nach Entfernung der Energiequelle zum Erstaunen des Gelehrten mit fast unverminderter Stärke weiter, und selbst nach Verlauf von zwei Stunden hatte der Strom noch nicht mehr als 4 v. H. seiner Stärke eingebüßt. Wahrscheinlich würde der Widerstand bei Erreichung des absoluten Nullpunktes völlig verschwinden, ein einmal erzeugter Strom würde also unvermindert fortfließen — das lange vergebens gesuchte Perpetuum mobile wäre damit gefunden. Schwerlich wird dieses Endziel jemals erkämpft werden, aber auch die bisher bei diesen Versuchen erworbenen Erkenntnisse erlauben wichtige Einblicke in das Wesen der Elektrizität und der elektrischen Leitung, die sich ohne Zweifel über kurz oder lang auch für die Praxis werden nutzbar machen lassen.



Bunte Chronik



* **Tiere als Hungerkünstler.** Schon ziemlich oft ist davon geschrieben und gesprochen worden, wie lange ein Mensch zu hungern imstande sei. Doch in der Tierwelt ist dies ganz verschieden. Von allen Tieren gelten Kriechtiere und Lurche als große Hungerkünstler. Besondere Hungerkünstler sind die Ameisen. Ein Naturforscher brachte einige Ameisen in ein Glasgefäß, um zu sehen, wie lange diese, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, am Leben bleiben. Das Endergebnis war sehr verschieden. Schwächliche, kleine Exemplare starben nach einer Woche, andere brachten es bis zu 7 Wochen — eine Ameise lebte sogar 102 Tage. Aber auch die Raubvögel können sehr lange hungern, während die Meise nur wenige Stunden den Hunger erträgt. Karl Ruß nimmt als Zeitdauer, während welcher diese kleinen Vögel den Hunger ertragen können, zwei Stunden an, was auch richtig sein dürfte. Doch Hungermeister im Tierreich sind die Schlangen, die oft wochen- und monatelang zusammengerollt im Käfig liegen bleiben. Eine Schlange, die man aus Japan nach Paris brachte, lebte, ohne einen Bissen zu sich zu nehmen, 2½ Jahre!

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.